IVA PROCHÁZKOVÁ

Der Mann am Grund

Der erste Fall von Kommissar Holina

Aus dem Tschechischen
von Mirko Kraetsch

LESEPROBE

braumüller

Der Verlag dankt dem Ministerium für Kultur der Tschechischen Republik für die Förderung dieser Übersetzung.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel „Muž na dně“, bei Paseka, Prag 2014. Übersetzung aus dem Tschechischen von Mirko Kraetsch.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2018
© 2018 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueller.at

Lektorat: Lisa Kärcher
Coverfotomontage: © Shutterstock/NejronPhoto, © Shutterstock/PetrKopka,
© Shutterstock/ImagePost; Umschlag innen: rechts © Shutterstock/DaLiu,
links © Shutterstock/IvetaH
Druck: FINIDR, s.r.o., Lípová 1965, 737 01 Český Těšín
ISBN 978-3-99200-222-1

Bauchschmerzen weckten ihn auf. Wenn er irgendwas hasste, dann nachts aufs Klo zu gehen. Das war schlimmer als der Dackel von Frau Zapletalová. Bruno war immer an der Leine, also konnte man um seine gefletschten Zähne einen großen Bogen machen, aber einen Bogen ums Klo machen, das ging nicht. Man musste aufstehen und gehen, auch wenn es mitten in der Nacht war und im Haus Hunderte von Gefahren lauerten. Hinter jeder Ecke, hinter jeder Tür, wo er nicht hinsehen konnte.

Im Liegen tastete er nach dem Lichtschalter. Machte die Nachttischlampe an, stand auf und ging auf die Galerie hinaus. Nirgends ein Geräusch. Wahrscheinlich war es schon sehr spät. Er schaute übers Geländer in die Tiefe des Treppenaufs und sein Magen krampfte sich zusammen. Ein gruseliges Haus! Schon oft hatte er Erwachsene gehört, die Papa für seinen Entwurf lobten. Sie sagten, dass er modern, intelligent, originell sei. Ein perfektes Gebäude. Für Marek war es viel zu groß. Das wurde ihm vor allem in der Nacht bewusst. Zum Klo musste er zum Glück nicht bis ins Erdgeschoss, eins der Bäder war im ersten Stock, aber auch dorthin schaffte er es im Dunkeln nicht, ohne sich zu fürchten. Zwischen dem Bad und seinem Zimmer lagen zwei Ecken, hinter jeder konnte sich etwas verborgen haben.

„Sei nicht so 'ne Memme! Du bist fast sechs. Im Herbst kommst du in die Schule“, sagte Papa immer. Er hatte recht. Marek war fünfeinhalb, im Januar war er zur Anmeldung gewesen, ab September würde er die erste Klasse besuchen. Aber was hatte das mit dem Weg zum Klo zu tun? In die Schule würde er schließlich nicht nachts gehen und auch nicht alleine, sondern zusammen mit Nina. Die war fast elf und hatte vor gar nichts Angst. Nicht einmal vor Bruno. Wenn der sie anbellte, schnappte sie ihn am Schlafittchen und bellte zurück. Sie war groß und mutig. Marek beschloss, seine Schwester zu wecken.

Er könnte auch zu Yadira gehen, die würde ihn bestimmt zum Klo begleiten, aber er hatte Angst, dass Papa im Schlafzimmer war. Wenn der mitbekäme, dass die nächtlichen Ausflüge zur Toilette immer noch ein Problem waren, wäre er sauer. Er wollte einen Sohn, der sich nicht fürchtete, und Marek hätte ihm den Wunsch auch gern erfüllt. Er wusste bloß nicht, wie. Seine Angst ließ sich nicht durch Vernunft beherrschen.

Ninas Zimmer war direkt nebenan. Marek öffnete die Tür, ging leise bis zum Bett, berührte die Schulter seiner Schwester und rüttelte ganz leicht an ihr. Sie hatte einen leichten Schlaf. „Was ist?“

„Ich muss mal. Komm mit“, bat er ohne zu jammern, ohne überflüssige Bettelwörter. Er wusste, dass ihn seine Schwester noch am ehesten verstünde. Er war ihr Zwerg. Oft sprach sie so mit ihren Freundinnen über ihn und vergaß dabei nie, in ein süßliches Gesäusel überzugehen, was Marek überhaupt nicht störte, denn dahinter spürte er ihre beschützende Liebe. Nina veräppelte ihn zwar manchmal, aber sie war sein Obe-lix. Er konnte sich auf sie verlassen. Auch jetzt. Kommentarlos schlug sie die Decke zurück, stand auf und ging mit ihm zum Bad. Weder hinter der ersten noch der zweiten Ecke lauerte irgendwer.

Marek pullerte mit einem Glücksgefühl. Die Spannung im Unterleib ließ nach, und mit der Erleichterung kam auch seine gute Laune zurück. Nina stand in der Tür, sie kratzte sich am Rücken und gähnte. Als er fertig war, tauschten sie die Plätze, sie setzte sich aufs Klo und er stand an der Tür.

Dann gingen sie über die Galerie zu ihren Zimmern zurück, wortlos, Nina gähnte die ganze Zeit und kratzte sich am Rücken. Irgendetwas dort nervte sie. Sie versuchte es zuerst von unten, dann reckte sie den Arm über die Schulter, um von oben an die juckende Stelle zwischen den Schulterblättern heranzukommen. Marek bot ihr an, sie zu kratzen.

Dankbar nahm sie das an. „Ein bisschen tiefer, weiter links“, navigierte sie ihn flüsternd. Mit der Hand auf ihrem Rücken überkam ihn auf einmal der Drang, sie zu kitzeln. Das war die einzige Situation, in der er sich seiner Schwester überlegen fühlte. Nina war ausgesprochen kitzlig und Marek kannte die empfindlichen Punkte an ihrem Körper, die man nur mit den Fingerspitzen berühren musste, um bei ihr Lachkrämpfe und unkontrollierbare Zuckungen auszulösen. In solchen Momenten erlebte er das einzigartige Gefühl, einmal obenauf zu sein.

Mit der linken Hand kratzte er Nina immer noch zwischen den Schulterblättern, aber die Rechte schob er auf ihre Achselhöhle zu. Noch hatte er sie nicht berührt, brachte nur seine Finger in Bereitschaft. Er wusste, dass er sie zwischen die Rippen pieken musste. Nicht zu tief, damit es nicht wehtat. Vor allem unerwartet. Jetzt! Mit der Linken zwischen die Rippen, die Rechte schnell in die Achselhöhle, und nicht wieder aufhören. Er hatte Nina kalt erwischt. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und Marek spürte, wie sie sich unter seinen Händen wand. Sie presste die Arme gegen den Körper, ihr rechter Ellbogen fuhr in einer Abwehrgeste nach hinten. Er sprang zur Seite. Sein Schlafanzug rutschte, die Hosenbeine verhedderten sich zwischen seinen Füßen, er trat darauf, stolperte, kam ins Wanken. Marek ließ seine Schwester los, griff nach dem Geländer, aber es war keins da, sie standen direkt vor der Treppe, unter ihnen zweiundzwanzig Stahlstufen, er hatte sie gezählt, Papa hatte sie für dieses perfekte Haus maßfertigen lassen. Marek stieß mit der Schulter an, dann mit der Hüfte, die scharfe Kante der nächsten Stufe erwischte ihn am Hals und setzte einen derartigen Schmerz frei, dass er die folgenden Schläge kaum noch wahrnahm. Vom Aufprall auf den Keramikfliesen der Halle bekam er nichts mehr mit.

Sie wollte sich vor Mareks Kitzeln in ihr Zimmer retten, als sie seinen Schrei hörte. Er war nicht laut, brachte sie aber dazu, sich umzudrehen. Sie sah den Körper ihres Bruders hinunterstürzen wie ein Gepäckstück, das jemandem aus der Hand gerutscht war. Er stieß gegen die Stufen, metallisches Dröhnen erfüllte das ganze Haus. Nina wartete nicht und rannte Marek nach, die Treppe hinunter. Im Laufen klammerte sie sich mit beiden Händen am Geländer fest, nicht aus Angst, dass ihr dasselbe passieren könnte, sondern in einer Art unkontrollierbarem Krampf. Er hatte Körper und Geist gepackt, ihr das Gesicht zu einer verschlossenen Grimasse verzerrt und das Gehirn verbrannt. Sie schaute Mareks reglosen Körper vor sich an, sah auch bereits das Blut, das irgendwo herausrann und über die hellen Fliesen kroch. Sie spürte nichts. Ihre eigenen Bewegungen machte sie sich von außen bewusst, wie eine Beobachterin. Ein Sprung von der letzten Stufe, hinhocken, Mareks Kopf herumdrehen, der Blick in sein Gesicht. Die Pupillen reglos, im Schädel ein Loch. Eher eine Einkerbung. Schmal, offensichtlich tief. Von dort quoll das Blut hervor. Auch aus der Hüfte. Es färbte die Schlafanzugjacke, leuchtend rot, strömend, lebendig. Mareks Blut lebte noch, aber er selbst war tot. Nina erkannte das nicht nur an seinem starren Blick, sondern auch auf eine andere, direktere Weise. Ohne Worte teilte er es ihr mit. Seine Seele sprach zu ihrer Seele. Er sagte ihr, sie solle hinaufgehen, sie könne ihm nicht mehr helfen. Niemand könne ihm mehr helfen. Er sagte, dass es ihm leidtue, was er getan habe. Sie antwortete ihm, auch auf direktem Weg, ohne Worte, dass es ihre Schuld gewesen sei, sie hätte nicht nach ihm ausholen sollen. Du kannst nichts dafür, bist halt kitzlig, antwortete er und Nina nickte, das stimmte, gegen das Kitzeln war sie machtlos. Geh rauf, empfahl er ihr, mach die Tür zu, leg dich ins Bett und tu so, als ob du schläfst. Damit sie dich nicht hier finden. Sie wären sauer auf dich.

Alles, was du ihnen sagen würdest, würden sie als Ausrede ansehen. Weil du lebst und ich tot bin. Und ich kann ihnen nicht mehr erklären, wie's gewesen ist. Geh!

Nina legte Mareks Kopf auf die Fliesen, griff nach dem Geländer und stieg eilig die Treppe hinauf. Zweiundzwanzig Stufen, sie hatte sie gezählt. Sie hatte es eilig, passte aber auf, keinen Lärm zu machen. Das Haus war still, die Erwachsenen waren durch Mareks Sturz nicht wach geworden, oder sie wachten erst langsam auf. Oben schaute sie zurück. Der Körper ihres Bruders sah winzig aus, Arme und Beine wirkten von hier oben aus unnatürlich klein. Bist mein Zwergi, sagte sie wortlos. Und du mein Obelix, antwortete er, als sie bereits ihre Tür schloss. Nina schaute an sich herab. Der Saum ihres Nachthemds war blutverschmiert. Sie zog es aus, knüllte es zusammen und steckte es unter den Kleiderschrank. Dann streifte sie ein sauberes über und stieg ins Bett. Hast du Schmerzen?, fragte sie ihren Bruder. Nein, versicherte er, alles in Ordnung. Und jetzt Schäfchen zählen.

Sie zog sich die Decke über den Kopf und presste ihre Hände zwischen die Knie, damit sie nicht zitterten. Ihr Bruder hatte keine Schmerzen. Das ging in Ordnung. Helfen konnte sie ihm nicht. Nina stellte sich die kleine Brücke über die stark befahrene Straße vor, die auf ihrem täglichen Schulweg lag. Über die Brücke gingen Schafe. Und sie fing an, sie zu zählen: eins, zwei, drei ...

Das Haus stand am Ende einer Sackgasse, dahinter begann das Plateau von Břevnov. Dort, wo tagsüber die Kids auf ihren BMX-Rädern trainierten und in der Nacht der zu Staub zerfahrene Plänerkalkstein weiß ins Dunkel strahlte, erinnerte die Hochebene an die Bacuranao-Bucht. Sogar ein Rauschen war hier zu hören. Nicht von Meereswellen, sondern von Kiefern, die sich im frischen Frühlingwind wiegten. Bacuranao

war einer der schönsten Strände, die Yadira in der Umgebung von Havanna kannte. In ihrer Pubertät hatte sie dort Stunde um Stunde verbracht. Hatte im weißen Sand gelegen, sich in der Sonne braten lassen und sich hinter den geschlossenen Lidern andere Welten vorgestellt. Voll mit Geschäften und schönen gemütlichen Häusern. Welten ohne Gefängnismauern, hinter denen Menschen für lange Jahre verschwanden. Sie hatte sich Welten hinter dem Ozean vorgestellt. Wenn sie jetzt die Augen schloss, stellte sie sich Havanna vor. Die Straße, in der sie einundzwanzig Jahre gewohnt hatte.

„Heimweh?“, fragte Kamil. Yadira nickte, auch wenn Heimweh nicht das richtige Wort war. Havanna fehlte ihr. Seit dem Tag, als sie in Prag-Ruzyně gelandet war und den Transitbereich hinter sich gelassen hatte, als die Tropfen des Prager Regens an den Glasscheiben herabließen und irgendwo da draußen im Dunkeln die unsichtbare Stadt darauf wartete, dass sie sie betreten und in ihr zu leben beginnen würde, seit ihren ersten Schritten noch nicht einmal auf tschechischem Boden, sondern im Niemandsland, fehlte Havanna ihr.

„Wir wollen an den Ferien hin“, sagte sie.

„In den Ferien“, korrigierte er sie. Sie hatten vereinbart, dass er Yadira auf Fehler hinweisen würde, damit sie sich bei ihr nicht festsetzten. Sie wollte Tschechisch perfekt beherrschen. Und wusste, dass sie jetzt, nach drei Jahren, viel besser sprach als einige ihrer Landsleute, die schon seit Jahrzehnten in Böhmen lebten. Sie hatte ein Talent für Sprachen. Und ein Ziel: Jura zu studieren. Kamil studierte Biologie. Er war ein Jahr jünger als Yadira, sie verstanden sich gut. Mit ihm konnte sie frei von der Leber weg über alles reden, was sie belastete. Über den grauen Prager Winter, der ihr durch Mark und Bein kroch und sie mit Hoffnungslosigkeit erfüllte. Über die Gesichter, denen man nur so schwer ein Lächeln entlocken konnte. Über das Gestresstsein. Niemand hatte Zeit, in

seiner alltäglichen Hetzerei für einen Schwatz innezuhalten, *para chismear un poco*. Vielleicht hatten sie auch Zeit, wussten aber nicht, worüber sie mit Yadira sprechen sollten. Offenbar unterhielten sie sich woanders, mit jemand anderem. In der Straße, in der sie wohnte, redete niemand mit ihr. Auch im Kindergarten, wo sie Marek täglich hinbrachte, begrenzte sich die Begegnung mit den anderen Müttern meist auf einen kurzen Gruß. Zuerst hatte sie gedacht, dass sie sie ablehnten. Wegen ihres Akzents, weil sie anders war, woanders herstammte. Aber allmählich begriff sie, dass es hier üblich war, Kontakte möglichst unpersönlich zu halten.

„Hat dir dein Mann inzwischen erlaubt zu studieren?“, fragte Kamil.

„Er hat mir nie etwas verboten. Er macht sich nur Sorgen, ob ich dann noch genug Zeit für die Kinder habe.“ Laut hätte sie es nie gesagt, aber sie wusste, dass es vor allem die Betreuung der Kinder war, weshalb Radim sie geheiratet hatte. Er schaffte es nicht, seinen Alltag als Vater und Witwer mit der Leitung seiner Firma unter einen Hut zu bringen. Schon als sie ihn das erste Mal gesehen hatte, bei der Besichtigung der Festung La Cabaña, hatte sie gespürt, dass sein Blick nicht bewundernd, sondern prüfend war. Er lauschte ihren Erläuterungen, bei denen sie sorgfältig alle Bemerkungen zur jüngeren Vergangenheit von El Morro vermied, als hinter dessen dicken Steinmauern Feinde des Sozialismus gefangen gehalten wurden, zu denen auch ihr Großonkel Alberto gehört hatte ... Sie sprach über die Einnahme der Bucht durch die Engländer und über Antonellis genialen Entwurf genau so, wie sie es ihr im Fremdenführerkurs beigebracht hatten, und die ganze Zeit war sie sich der Blicke von Radim bewusst. Die taxierten nicht ihre Figur und ihr Gesicht, sondern forschten danach, was dahinter stecken mochte. Es hatte sie nicht überrascht, dass er nach dem Rundgang fragte, ob sie ihm am Abend nicht die Stadt *en privado*

zeigen würde. Sie hatte eingewilligt, private Führungen waren eine willkommene Nebeneinnahmequelle. Natürlich hing damit die Nachfrage nach weiteren Dienstleistungen zusammen, *aún más privadas*, aber denen ging Yadira geflissentlich aus dem Weg. Mit einem Lächeln erläuterte sie den Ausländern immer, einen Verlobten zu haben. Seinerzeit hatte das auch gestimmt, später nicht mehr. Die Beziehung zu Carlos, für ihren Geschmack allzu leidenschaftlich und ohne feste Basis, war zerbrochen, danach war sie frei, konnte tun und lassen, was sie wollte. Prostitution kam nicht in Frage. Sie ging mit Touristen auf einen Drink, zum Abendessen, Salsa tanzen. In der Hotelhalle verabschiedete sie sich dann immer von ihnen. Auch von Radim. Aber er hatte sie noch einmal aufgesucht.

„Ich will Rechtsanwältin werden, wie mein Großonkel. Der war sehr wichtig für mich“, vertraute sie Kamil an. Seine Zigarette hatte er bereits ausgedrückt – er rauchte heimlich, damit seine Eltern nichts merkten, obwohl er schon erwachsen war –, und langsam gingen sie zurück. Sie überlegte, warum sie eigentlich zum Plateau gingen. Sie hätte sich ohne Weiteres auch direkt vor dem Gartentor mit Kamil unterhalten und ihn problemlos auch hereinbitten können, sie hatte nichts zu verbergen. Nachbarn waren sie, mehr nicht. Sie redeten miteinander, lachten miteinander. Kamil sagte niemals: „So ein Stress!“ Er hetzte nicht so wie die anderen. Darin ähnelte er Yadiras Freunden aus Havanna. Vielleicht ging sie gerade deswegen gern mit ihm an den Ort, der sie an Bacuranao erinnerte.

„Lebt dein Großonkel nicht mehr?“

„Er ist vor drei Jahren gestorben. Auf meiner Hochzeit war Tío Alberto noch. Er tanzte wie ein junger Bursche“, lachte sie. „Und ein bisschen beschwipst war er.“

Radim und Yadira hatten in Havanna geheiratet, es war ein großes Fest, ihre ganze Familie war zusammengekommen. Inmitten der allgemeinen Heiterkeit benahm sich Radim et-

was steif, sie hatte den Eindruck, dass er sie die ganze Zeit eindringlich musterte. Als würde er fragen, ob sie in der Lage wäre, sich um zwei Kinder zu kümmern. Sie war noch nicht ganz einundzwanzig gewesen. Radim fünfzehn Jahre älter. „Wenn du ihn halbwegs gern hast, dann geh mit ihm weg“, hatte Tío Alberto vor der Hochzeit geraten. „Dein Glück machst du hier nicht.“

„Mein Großonkel war im Gefängnis, aus politischen Gründen. Er kritisierte die Gesetze. Im Prinzip die ...“ Wie immer, wenn ihr ein Wort nicht einfiel, sagte sie es auf Spanisch: „*Constitución*.“

„Er hat die Verfassung kritisiert? Hat ihn Fidel deswegen eingesperrt?“

„Hm. Er sperrte ihn ein, ließ ihn dann aber wieder frei. Danach kritisierte Tío Alberto nichts mehr. Danach war er brav. Geschüchtert.“

„Verschüchtert“, korrigierte Kamil sie. „Oder eingeschüchtert.“

„Sowohl verschüchtert als auch eingeschüchtert“, sagte Yadira. Inzwischen waren sie wieder am Gartentor angekommen. Die Straße war still, die Fenster der Einfamilienhäuser in der Nachbarschaft überwiegend dunkel. Radim war noch nicht wieder da. Als sie ihn nach dem Abendessen angerufen hatte, war seine Reaktion unwirsch gewesen, es war offensichtlich, dass sie ihn gestört hatte. Wie üblich saß er bis spät in die Nacht im Büro. Yadira konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal zusammen zu Abend gegessen hatten. Wann sie das letzte Mal miteinander geschlafen hatten. Er finalisierte gerade ein großes Bauprojekt, einen Auftrag aus öffentlicher Hand, er sagte, dass er den Termin halten müsse, sonst sei eine hohe Konventionalstrafe fällig. Besonders an den einsamen Abenden, wenn die Kinder schon schliefen, hatte Yadira Heimweh. Nach Havanna. Nach ihrer großen Familie. Ihren

Freunden. Hier unterhielt sich nur ein einziger Mensch mit ihr. Umso wichtiger waren die Momente mit Kamil für sie. Sie gaben ihr Kraft. Es genügte, ein paar Worte zu wechseln, ein bisschen zu lachen, sich hinter einer Prager Hochebene für einen Moment den Ozean herbeizuzaubern.

„Gute Nacht“, sagte sie. „Wir sehen uns.“

Er umarmte sie zum Abschied. Freundschaftlich, warmherzig. Manchmal fragte sie sich, ob er ihr Verhältnis genauso sah, wie sie. Ob er sich vielleicht mehr erwartete. Er war zurückhaltend, vielleicht hätte er das niemals zugegeben, so wie er Angst hatte, seinen Eltern einzugestehen, dass er rauchte.

„Schlaf schön“, sagte er noch. Dann überquerte er die Straße und bog am Haus von Frau Zapletalová in die Seitenstraße ein, wo er mit Vater und Mutter wohnte. Yadira schloss das Gartentor und ging über den schmalen Weg zur Eingangstür. Eine Laterne im Garten beleuchtete die Seitenwand des Hauses. Sie nannte es in Gedanken *palacio*. Ein honiggelber Palast mit großen Fenstern und einer Halle, in die problemlos fünfzig Gäste passten. Ein Palast nach Radims Vorstellungen, von ihm selbst entworfen. Ein imposanter Bau, der es sogar in einen Katalog für moderne Architektur geschafft hatte. Yadira gefiel das Haus, aber es weckte in ihr ein schlechtes Gewissen. „Eine gute Wahl“, hatte anerkennend ihre Mutter gesagt, als sie zu Besuch gewesen war. Als hätte Yadira das Haus geheiratet. Die Wahrheit lag woanders: Sie hatte einen Menschen geheiratet, der ihr ein zufriedenes Leben bot. Sie waren die Ehe nicht aus leidenschaftlicher Liebe eingegangen, sondern wohlüberlegt. Beide.

Sie angelte nach dem Schlüssel und schloss auf. Das Licht in der Vorhalle brannte nach wie vor, in der Luft hing der Duft nach Bananenkuchen, den sie zuvor gebacken hatte und der nun in der Küche auskühlte. Nina und Marek liebten Bananenkuchen abgöttisch. Sie hatten Yadira versichert: Falls Kuba so war wie ihr Kuchen, dann wollten sie dort wohnen.

„Es ist nicht wie ein Kuchen“, hatte sie ihnen gesagt. „In manchen Dingen ist Kuba großartig, *magnífica*, aber in manchen auch *horrible*.“ Wenn sie mit den Kindern redete, streute sie gern spanische Wörter ein. Den beiden gefiel das. Nina hatte für Spanisch ein besonderes Gefühl, sie konnte Yadira ganze lange Sätze fehlerlos nachsprechen und fragte nicht nach ihrer Bedeutung. Mit irgendeinem verborgenen Sinn nahm sie sie wahr. *Al combate corred bayameses*, brüllte sie durchs ganze Haus und zog dazu ein kämpferisches Gesicht.

Die Wanduhr zeigte halb zwölf. Yadira beschloss nachzuschauen, wie die Kinder schliefen, dann würde sie sich einen Tee machen und noch eine Weile lernen. Vielleicht wäre sie noch wach, wenn Radim käme. Vielleicht würden sie sich ein Weilchen bei einem Glas Wein zusammensetzen und sich unterhalten wie früher. Vielleicht wäre er wieder einmal zärtlich zu ihr.

Sie schlüpfte in ihre Hausschlappen und betrat die Halle. Auch hier brannte eine Lampe. Ihr Licht fiel schwach bis hinauf zur Galerie. Yadira bemerkte, dass Mareks Tür offen stand. Wahrscheinlich ist er auf Toilette, dachte sie. Dann sah sie ihn. Er lag am unteren Ende der Treppe in einer Blutlache. Yadira schrie auf. Sie rannte zu ihm, griff nach seiner Hand. Die war warm. Bestimmt lebt er, redete sie sich ein. Vergeblich versuchte sie, seinen Puls zu ertasten. Es kann doch nicht sein, dass er tot ist! Ihr Blick glitt nach oben und die Hoffnung verflüchtigte sich. Eine schreckliche Höhe. Sie nahm das Telefon, und während sie den Notruf wählte, dachte sie daran, dass sie lügen müsste. Sie würde nicht sagen können, dass sie nicht im Haus gewesen war. Obwohl sie nun wirklich nicht lange weg war, hatte sie einen unverzeihlichen Fehler begangen. *Irresponsabilidad*. Das dürfte sie auf keinen Fall zugeben.

Radim war sich nicht ganz sicher, wie es so weit hatte kommen können. Er hatte sich am Automaten einen Kaffee geholt und dort Aneta getroffen. Es überraschte ihn, dass sie noch im Haus war. Sie sagte, dass sie noch am Monatsabschluss sitze. Eine Weile unterhielten sie sich mit dem Kaffee in der Hand. Natürlich über die Firma, ansonsten verband sie nichts. Aneta fragte ihn, ob er nicht noch irgendwelche Auslagenbelege hätte, und er versprach nachzusehen. Kaum war er zurück im Büro, vertiefte er sich wieder in die Arbeit. Kurz danach kam sie sich die Belege selber holen. Er wühlte in der Schublade, wo er sie immer hineinlegte, dort hatte sich ein Haufen sinnloses Zeug angesammelt, und Aneta half ihm, das Wichtige vom Unnützen zu trennen. Er alberte dabei herum, weil er sich für sein Chaos schämte. Sie sagte, dass jeder etwas anderes könne, seine Begabungen lägen halt woanders als bei der Buchhaltung. Lauthals zweifelte er an seinen Fähigkeiten. Er war gerade in einer kreativen Krise, die er sich aus Termingründen nicht leisten konnte, was seine Nervosität noch erhöhte. Aneta legte ihm die Hand auf die Schulter und verkündete, alles laufe wie am Schnürchen. Das Architekturstudio sei im Aufwind, Aufträge gebe es reichlich, sie könnten ruhig auch noch Leute einstellen. Radim wurde klar, dass sie recht hatte. Sein Unternehmen hatte sich verändert, aber er nicht seine Denkweise. Nach wie vor dachte er in kleinen Maßstäben.

„Du versuchst, unnötig viel alleine zu schaffen“, sagte Aneta. „Wenn du deinen Mitarbeiterkreis vergrößerst, nehmen sie dir Routinearbeit ab und du hast mehr Zeit für Projekte, die dich auch wirklich interessieren.“

Inzwischen hatte sie beide Hände auf seine Schultern gelegt und Radim ertappte sich dabei, dass er ihre Hüften umfasste. Anetas Gegenwart beruhigte und erregte ihn gleichermaßen. Er erinnerte sich daran, dass er ihr, als er die Stelle besetzt hatte, den Vorzug vor einer anderen Buchhalterin gegeben

hatte, die zwar eine längere Berufspraxis, dafür aber kürzere und weniger hübsche Beine hatte. Das Aussehen war für ihn immer außerordentlich wichtig. Bei Gebäuden und bei Frauen. Es genügte nicht, dass sie zuverlässig funktionierten, sie mussten auch optisch einen Genuss bieten. Er stand auf und schloss die Tür.

Bisher hatte er sein Büro ausschließlich zum Arbeiten benutzt, er hatte kein Sofa hier, Aneta und er mussten improvisieren. Wohl auch deshalb brachte ihm dieser Sex eine solche Befriedigung. Alles kam unvorbereitet, ungeplant, spontan. Auch die Minuten danach entwickelten sich ganz nach Radims Geschmack: Aneta zog schweigend ihren Rock an, schnappte sich die vorsortierten Belege vom Tisch, küsste Radim auf die Wange und ging. Sie wollte nicht reden. Einen Augenblick überlegte er, ob er ihr nicht nachgehen und das Ganze irgendwie kommentieren sollte, aber schließlich kam er zu dem Schluss, dass es besser gar nicht hätte laufen können.

Erneut vertiefte er sich in die Arbeit. Etwa eine halbe Stunde später klingelte sein Handy. Er sah aufs Display: Yadira. Das nervte ihn. Sie hatte ihn heute schon mal angerufen, nach dem Abendessen, und ihm Marek und Nina ans Telefon gegeben, er hatte gefragt, wie es ihnen ginge und was sie den Tag über gemacht hätten. Marek hatte von einem wackelnden Zahn berichtet und Nina von Bruno, dem Hund ihrer Nachbarin, mit dem sie eine Art Territorialclinch führte. Dann war Yadira wieder am Apparat gewesen. Sie hatte ihn gefragt, wann er käme. Er hatte geantwortet, dass er noch mindestens drei Stunden zu tun hätte. Dass er versuchen würde, früher Schluss zu machen, aber nichts versprechen könne. Anschließend hatte er das Gefühl gehabt, dass sie enttäuscht war. Sie erwartete von ihm mehr Aufmerksamkeit, wollte, dass er sich mehr Zeit für sie nahm. Er schaffte das nicht. Die Arbeit hatte in seinem Leben immer Vorrang.

Das hatte er bereits Lisa, seiner ersten Frau, deutlich zu verstehen gegeben. Lisa hatte Kinder gewollt und Radim hatte nicht im Geringsten protestiert, sondern nur seine Bedingungen vorgegeben: Er würde mit den Kindern nicht zu Hause bleiben. Durch seine Arbeit sei er in der Lage, genug Geld für ein zufriedenes Familienleben zu verdienen. Für diese Arbeit müsse er allerdings Zeit und einen klaren Kopf haben. Lisa hatte dafür Verständnis gehabt und sich seinen Vorstellungen angepasst. Yadira war anders. Als würde ihr die eigene Persönlichkeit erst durch die Kommunikation mit ihrem Umfeld bewusst werden. Zu Hause in Kuba war sie umgeben gewesen von einem Haufen Bekannter und Verwandter, dauernd gab es etwas zu besprechen, zu klären, zu diskutieren. Unablässig war sie mit jemandem im Meinungs austausch gewesen. Hier nun war sie auf sich selbst zurückgeworfen. Er war der Meinung, dass ihr das nicht schaden konnte. Sie war dreiundzwanzig, in dem Alter hatte sich Radim bereits heftig für seine Ziele ins Zeug gelegt. Er wusste, was er vom Leben wollte. Und dachte, dass auch Yadira das wusste. Dass sie ihn deswegen geheiratet hatte. Er hatte für ihre Ausreisegenehmigung, die *Tarjeta blanca*, gesorgt und war natürlich auch für alle Kosten aufgekommen.

Er ließ das Handy klingeln, bis es wieder verstummte. In Kuba war er als Mitglied einer Handelsdelegation gewesen, als er Yadira zum ersten Mal begegnet war. Für seine Firma hatte sich aus der Reise schließlich doch kein Geschäft ergeben. Aber schon als er Yadira zum ersten Mal sah, hatte er das Gefühl, in ihrem Gesicht Züge zu erkennen, die ihn an Lisa erinnerten, vor allem die ebene Stirn, die ein praktisches Naturell verriet. Yadira war sparsam, hatte einen natürlichen Sinn für Ordnung und Sauberkeit, aber im Unterschied zu Lisa war sie auch ehrgeizig. Sie wollte Jura studieren. Das fand er unklug. Er hatte ihr geraten, das Staatsexamen in Spanisch und

Englisch zu machen, das würde sie ohne große Mühe schaffen und müsste nicht so viel Zeit opfern, bloß war Tío Alberto, ihr großes Vorbild, seinerzeit in Kuba ein berühmter Rechtsanwalt gewesen und Yadira hatte es sich in den Kopf gesetzt, in seine Fußstapfen zu treten. Hartnäckig hielt sie an dieser Vorstellung fest. Vielleicht sah sie schon ihre Visitenkarten vor sich: Dr. jur. Yadira Beranová. In Kuba hatten sie sie nicht studieren lassen, hier wollte sie nun etwas beweisen. Aber wem?

Das Handy machte erneut auf sich aufmerksam. Diesmal mit einer SMS. *Melde dich!* Radim wurde leicht unruhig. Yadira hatte offensichtlich ein Problem, das sie nicht alleine lösen konnte. Er wählte ihre Nummer und überlegte, was passiert sein mochte. Vielleicht war wieder der Alarm an der Eingangstür losgegangen. Letzte Woche hatte er sich selbst ausgelöst, früh am Morgen, Radim war noch zu Hause gewesen und hatte den Defekt schnell behoben. Falls die Anlage jetzt um Mitternacht angefangen haben sollte zu jaulen und Yadira nicht wusste, was zu tun war, musste sie ziemlich nervös sein.

„Ist was passiert?“, fragte er, kaum dass sie ans Telefon gegangen war.

„Marek ...“ An ihrer Intonation merkte er, dass es weder um die Alarmanlage noch um eine sonstige Marginalie ging. Er erkannte es an ihrem Atem. Sogar ein Schluchzen glaubte er gehört zu haben.

„Was ist mit Marek?“

„Ein Sturz ...“

Sie weinte. Jetzt hörte er es ganz deutlich.

„Ein Sturz? Von wo?“

Er wusste es, noch bevor sie antwortete. Sein Sohn war von der Galerie gestürzt. Er war aufs Klo gegangen, hatte sich wie üblich gegruselt, vielleicht war er sogar gerannt, um den verhassten Weg so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, war in seiner Panik gestolpert ...

„Die ... die ... Treppe“, schluchzte Yadira. Und dann sagte sie das, was er ebenfalls schon ahnte: „Marek ... ist tot.“

Radim erstarrte, merkte, dass er Gänsehaut hatte. Der Körper reagierte auf die Nachricht schneller als der Verstand. Erst einen Moment später zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf, dass die Tragödie sich ereignet hatte, als er gerade am Überlegen war, ob er sich Aneta auf dem Schreibtisch oder auf dem Fußboden vornehmen sollte. Yadira am anderen Ende der Leitung hatte es längst aufgegeben, ihre Tränen zurückzuhalten. Sie weinte laut und bitterlich. „Der Notarzt ist schon unterwegs und ...“

„Ich bin gleich zu Hause“, sagte er. Überstürzt verließ er das Büro und rannte zum Fahrstuhl. Er spürte, dass alles, was er gerade tat und was er in den nächsten Augenblicken tun würde, ein schlechtes Timing hatte. Jetzt hektisch nach Hause zu rasen, hatte überhaupt keinen Sinn. Vor einer Stunde hätte er zu Hause sein müssen. Er hätte mit seiner Frau in seinem gemütlichen Haus sitzen sollen, sich von allem berichten lassen, was sie gerade beschäftigte, seinen Sohn zur Toilette begleiten oder zumindest die Gespenster, vor denen er solche Angst hatte, aus den Ecken verscheuchen, er hätte bei seiner Familie sein müssen. Er hatte einen Fehler begangen, den keine Eile der Welt wiedergutmachen konnte. Ihn durchdrang ein Gefühl der Schuld, so stark, dass es einem körperlichen Schmerz glich. Dessen Intensität würde mit der Zeit nachlassen, aber nicht verschwinden. Er wusste, dass er von nun an mit ihm rechnen musste, als untrennbarem Bestandteil seiner selbst.